Buddhistisches Leben und Denken

Herausgegeben vom Verlag des Buddhistischen Holzhauses Berlin-Frohnau, Edelhofdamm 60

Jahrgang XII Heft 3 Oktober/Dezember 2485 1941

Samudayo

(Das Entstehen)

(Samyutta-Nikāya, Bd. V, S. 184)

1. Sāvatthi.

2. Das Entstehen und Vergehen der vier Grundlagen der Verinnerung werde ich euch zeigen, das höret.

3. Und was, ihr Mönche, ist das Entstehen des Körpers? Durch Entstehen der Nahrung Entstehen des Körpers; durch Aufhören der Nahrung Vergehen des Körpers.

4. Durch Entstehen der Berührung Entstehen der Empfindung; durch Aufhören der Berührung Vergehen der Empfindung.

5. Durch Entstehen der Geistform Entstehen des Denkens; durch Aufhören der Geistform Vergehen des Denkens.

6. Durch Entstehen des Nachdenkens Entstehen der Zustände (der Loslösung); durch Aufhören des Nachdenkens Vergehen der Zustände (der Loslösung).

*

Vibhanga 2

(Unterscheidung 2)

(Ebenda, S. 197)

2. Diese fünf Fähigkeiten, ihr Mönche, gibt es; welche fünf? Die Fähigkeit des Vertrauens, die Fähigkeit der Tatkraft, die Fähigkeit der Verinnerung, die Fähigkeit der Vertiefung, die Fähigkeit der Weisheit.

3. Und was, ihr Mönche, ist die Fähigkeit des Vertrauens? Da, ihr Mönche, hat ein Hörer des Edlen Vertrauen, er vertraut in die Erwachung des Vollendeten (indem er denkt): „Ja,

das ist er, der Erhabene, der Ehrwürdige, der Vollerwachte, der in Wissen und Wandel Vollkommene, der Wegesmächtige, der Weltkenner, der unvergleichliche Lenker zu zähmender Menschen, der Lehrer der Götter und Menschen, der Erwachte, der Erhabene." Das, ihr Mönche, nennt man die Fähigkeit des Vertrauens.

4. Und was, ihr Mönche, ist die Fähigkeit der Tatkraft?

Da, ihr Mönche, setzt ein Hörer des Edlen seine Tatkraft ein zum Aufgeben der unguten Dinge und zur Erreichung der guten Dinge, er ist standhaft, von großer Ausdauer, wirft die Last bei den guten Dingen nicht ab. Der schafft in sich den Willen zum Nichtaufsteigenlassen unaufgestiegener böser, unguter Dinge, er strengt sich an, setzt seine Kraft ein, strafft den Geist, übt sich. Er schafft in sich den Willen zum Aufgeben aufgestiegener böser, unguter Dinge, er strengt sich an, setzt seine Kraft ein, strafft den Geist, übt sich. Er schafft in sich den Willen zum Aufsteigenlassen unaufgestiegener guter Dinge, er strengt sich an, setzt seine Kraft ein, strafft den Geist, übt sich. Er schafft in sich den Willen zur Festigung aufgestiegener guter Dinge, zur Klärung, zur Mehrung, zur Reifung, zur Entwicklung, zur Vollendung, er strengt sich an, setzt seine Kraft ein, strafft den Geist, übt sich. Das, ihr Mönche, nennt man die Fähigkeit der Tatkraft.

5. Und was, ihr Mönche, ist die Fähigkeit der Verinnerung?

Da, ihr Mönche, ist ein Mönch einsichtig, mit höchster Genauigkeit der Erinnerung begabt, er erinnert sich, entsinnt sich genau dessen, was vor langer Zeit getan, vor langer Zeit gesprochen worden ist. Der weilt beim Körper in genauer Betrachtung des Körpers, eifrig, besonnen, einsichtig, nachdem er das Elend weltlicher Gier überwunden hat. Er weilt bei den Empfindungen — beim Denken — bei den Zuständen (der Loslösung) in genauer Betrachtung der Zustände, eifrig, besonnen, einsichtig, nachdem er das Elend weltlicher Gier überwunden hat. Das, ihr Mönche, nennt man die Fähigkeit der Verinnerung.

6. Und was, ihr Mönche, ist die Fähigkeit der Vertiefung?

Da erlangt, ihr Mönche, ein Hörer des Edlen, nachdem er das Entsagen zur Grundlage (des Denkens) gemacht hat, Vertiefung, erlangt Einspitzigkeit des Denkens. Der weilt freigeworden von Lüsten, freigeworden von unguten Dingen im Besitz der ersten Sinnung mit ihren Eindrücken und Erwägungen, der Einsamkeit-geborenen, der freudvoll-beglückenden. Durch Zuruhekommen der Eindrücke und Erwägungen erlangt er die innere Beruhigung, die geistige Einheitlichung und weilt im Besitz der zweiten Sinnung, der Eindrucks- und Erwägungs-freien, der Selbstvertiefung-geborenen, der freudvoll-beglückenden. Durch das Freiwerden von der Sucht nach Freude weilt er gleichmütig,

achtsam und besonnen und empfindet körperlich das Glück, welches die Edlen nennen: gleichmütig, einsichtig, glücklich weilend; so weilt er im Besitz der dritten Sinnung. Durch das Fahrenlassen von Glück, durch das Fahrenlassen von Leid, durch das Hinschwinden der früheren Befriedigungen und Bekümmernisse weilt er im Besitz der vierten Sinnung, der leidfreien, der glückfreien, der in Gleichmut und Verinnerlichung geklärten. Das, ihr Möche, nennt man die Fähigkeit der Vertiefung.

7. Und was, ihr Mönche, ist die Fähigkeit der Weisheit?

Da, ihr Mönche, ist ein Hörer des Edlen weise, mit dem Wissen vom Entstehen und Vergehen begabt, dem edlen, durchdringenden, zum völligen Versiegen des Leidens führenden. Der erkennt wirklichkeitsgemäß: Das ist das Leiden. Er erkennt wirklichkeitsgemäß: Das ist die Leidensentstehung. Er erkennt wirklichkeitsgemäß: Das ist die Leidensvernichtung. Er erkennt wirklichkeitsgemäß: Das ist der zur Leidensvernichtung führende Weg.

8. Das, ihr Mönche, nennt man die Fähigkeit der Vertiefung, und das, ihr Mönche, sind die fünf Fähigkeiten.

*

Sāketo

(Ebenda, S. 219)

1. So habe ich gehört. Einstmals weilte der Erhabene in Sāketa im Añjanavana im Tierpark.

2. Da nun redete der Erhabene die Mönche an: Gibt es wohl, ihr Mönche, eine Art und Weise, nach der die fünf Fähigkeiten dasselbe sind wie die fünf Kräfte und die fünf Kräfte dasselbe wie die fünf Fähigkeiten?

Im Erhabenen, o Herr, wurzeln unsere Einsichten ...

3. Es gibt, ihr Mönche, eine Art und Weise, nach der die fünf Fähigkeiten dasselbe sind wie die fünf Kräfte und die fünf Kräfte dasselbe wie die fünf Fähigkeiten. Und welches, ihr Mönche, ist die Art und Weise, nach der die fünf Fähigkeiten dasselbe sind wie die fünf Kräfte und die fünf Kräfte dasselbe wie die fünf Fähigkeiten?

4. Die Fähigkeit des Vertrauens, ihr Mönche, ist dasselbe wie die Kraft des Vertrauens und die Kraft des Vertrauens dasselbe wie die Fähigkeit des Vertrauens. Die Fähigkeit der Tatkraft ist dasselbe wie die Kraft der Tatkraft und die Kraft der Tatkraft dasselbe wie die Fähigkeit der Tatkraft. Die Fähigkeit der Verinnerung ist dasselbe wie die Kraft der Verinnerung und die Kraft der Verinnerung dasselbe wie die Fähigkeit der Verinnerung. Die Fähigkeit der Vertiefung ist dasselbe wie die

Kraft der Vertiefung und die Kraft der Vertiefung dasselbe wie die Fähigkeit der Vertiefung. Die Fähigkeit der Weisheit ist dasselbe wie die Kraft der Weisheit und die Kraft der Weisheit dasselbe wie die Fähigkeit der Weisheit.

5. Gleichwie, ihr Mönche, ein Fluß, der nach Osten fließt, sich nach Osten neigt, nach Osten gerichtet ist, der hätte in der Mitte eine Insel. Da gibt es, ihr Mönche, eine Art und Weise, nach der man diesen Fluß als nur einen bezeichnen kann; es gibt aber, ihr Mönche, auch eine Art und Weise, nach der man diesen Fluß als zwei Flüsse bezeichnen kann.

6. Und welches, ihr Mönche, ist die Art und Weise, nach der man diesen Fluß als nur einen bezeichnen kann? Das östlich und westlich dieser Insel befindliche Wasser, das ist die Art und Weise, nach der man diesen Fluß als nur einen bezeichnen kann.

7. Und welches, ihr Mönche, ist die Art und Weise, nach der man diesen Fluß als zwei Flüsse bezeichnen kann? Das nördlich und südlich dieser Insel befindliche Wasser, das ist die Art und Weise, nach der man diesen Fluß als zwei Flüsse bezeichnen kann.

8. Ebenso, ihr Mönche, ist die Fähigkeit des Vertrauens dasselbe wie die Kraft des Vertrauens und die Kraft des Vertrauens dasselbe wie die Fähigkeit des Vertrauens. Die Fähigkeit der Tatkraft ist dasselbe wie die Kraft der Tatkraft und die Kraft der Tatkraft dasselbe wie die Fähigkeit der Tatkraft. Die Fähigkeit der Verinnerung ist dasselbe wie die Kraft der Verinnerung und die Kraft der Verinnerung dasselbe wie die Fähigkeit der Verinnerung. Die Fähigkeit der Vertiefung ist dasselbe wie die Kraft der Vertiefung und die Kraft der Vertiefung dasselbe wie die Fähigkeit der Vertiefung. Die Fähigkeit der Weisheit ist dasselbe wie die Kraft der Weisheit und die Kraft der Weisheit dasselbe wie die Fähigkeit der Weisheit.

9. Durch Entwicklung und Übung der fünf Fähigkeiten, ihr Mönche, erlangt ein Mönch nach Versiegen der Triebe die triebfreie Gemütsbefreiung und Wissensbefreiung, indem er sie schon in diesem Dasein aus sich selber heraus erkennt und verwirklicht.

*

Bemerkung: Fähigkeit (indriya) und Kraft (bala): Über indriya vgl. Bemerkung im vorigen Heft (S. 26). Wie dieses, so hat auch das Wort bala verschiedene Bedeutungen. Außer der hier genannten Gruppe von fünf gibt es z. B. noch die fünf Kräfte oder Machtbestandteile eines Königs: Arm- oder Körperkraft, Reichtum, Ratgeber, hohe Geburt und Weisheit. Oder die fünf Kräfte des Weibes: Gestalt, Reichtum, Verwandte, Kinder und Tugend. Warum die fünf Eigenschaften des Vertrauens usw. unter der doppelten Bezeichnung indriya und bala laufen, ist nicht zu ersehen. Dem Sinn nach können wir einen Unterschied nicht erkennen. Man kann vielleicht annehmen, daß der Buddha im Laufe der vielen Jahre der Lehrtätigkeit die

Bezeichnung gewechselt habe; bei der großen Neigung des Inders zur Tradition mögen dann beide Bezeichnungen beibehalten worden sein. Die einzelnen Teile der Fünfergruppe kehren ohnehin in verschiedenen anderen Gruppierungen wieder, dem Bedürfnis des Inders nach zahlenmäßiger Einteilung entsprechend. So ist z. B. Verinnerung (sati) auch das 7. Glied des Edlen Achtpfades und das 1. Glied der 7 Erwachungsglieder; Vertiefung (samādhi) nimmt bei den Erwachungsgliedern die sechste Stelle ein und im Edlen Achtpfad die achte usw. Es kommt darauf an, diese an sich toten Begriffe durch eigenes Erleben mit wirklichem Inhalt zu füllen. Dann mag sich die Reihenfolge eigen-sinnig einmal so, ein andermal anders erleben.

Menschenkenntnis—Selbsterkenntnis

In seinem Buch „Vom Fluß der Welt"*) stellt der Verfasser Gustav Schenk bemerkenswerte Betrachtungen über Menschenkenntnis an. Da heißt es:

„Es wird gemeinhin geglaubt, daß nur der Mensch den Menschen am besten erkennen und durchschauen kann. Man traut keinem andern Lebewesen die Fähigkeit zu, eine so hohe Schöpfung, wie sie der Mensch nun einmal sein soll, zu begreifen. Doch es ist nicht so. Gerade der Mensch ist menschlicher Täuschung nur allzu leicht unterlegen. Er braucht die Gnade der Täuschung, um zu leben und um gesellig leben zu können. Das Tier hat eine ungleich tiefere und genauere Menschenkenntnis, die so groß ist, wie sie ein Mensch nur selten erreichen kann. Das Tier nimmt zuerst mit absolutem Recht den Menschen als seinesgleichen hin und wittert mit erhabener Unschuld in der Menschenspur das gefährlichste, bösartigste, unberechenbarste Tier. Das, was den Menschen in Wahrheit ausmacht, seine irdische und dennoch unsterbliche Substanz, das hat er mit dem Tiere gemein. Doch die Beize des Verstandes trennte ihn von dieser Gemeinschaft und machte auch gleichzeitig die wahre Erkenntnis seiner selbst unmöglich. So kann nur noch das Tier den wahren Kern des Menschen wittern und gleichzeitig auch die Beize, deren schreckliche Folgen es nur zu oft am eigenen Leibe und am Leibe der Gattung verspürt. So verbreitete der Mensch im Tierreich Entsetzen und äußere Macht. Auch der frömmste Heilige ist für den wilden Vogel im Strauch ein Gespenst der Furcht, des Abscheus und des Widerwillens."

Der Verfasser behauptet also, daß das Tier den Menschen besser kenne als der Mensch den Menschen. Ist das richtig, kann das richtig sein? Der Mensch ist doch ein vollkommeneres Wesen als das Tier, wie sollte das Unvollkommenere das Vollkommenere verstehen? Sind nicht die Unterschiede sogar unter den Menschen so groß, daß man z. B. sagt: „Nur das Genie kann das Genie ganz verstehen." Wenn Schenk recht hätte, müßte der Hund den Herrn besser kennen als der Herr den Hund. Und müßte in diesem Fall nicht der Hund den Herrn führen und nicht der Herr den Hund? Wenn wir an den Jäger, den Polizisten usw. denken, ist es tatsächlich so, daß der Hund zuweilen die Führerrolle übernimmt, doch nur dann und solange, wie der Herr es will.

*) Wessobrunner Verlag Dr. Georg Lüttke, Berlin 1940, zitiert nach der „Sonntags-Zeitung", Stuttgart, Nr. 37 von 1941.

Doch unsere Haustiere, der Hund vor allem, unterliegen nach Schenk „der unerklärlichen Fascination des Menschen“ und darin befangen verlieren sie einen guten Teil ihres ursprünglichen Wissens und der instinktiven Kenntnis der menschlichen Natur. An dem Verhalten der Hauskatze, die niemals zum Sklaven des Menschen wird, hat Schenk interessante Beobachtungen gemacht. Er sagt darüber:

„Sofern eine Hauskatze trotz des Menschen Nähe eine gewisse Freiheit ihr eigen nennt, kann sie uns deutlich zeigen, wie sehr diese Freiheit auf eben ihrer tiefen Menschenkenntnis beruht. Ihr ganzes Verhältnis zum Menschen ist ein freiwilliges. Das listige Bündnis, das sie mit uns schließt, gewährt ihr den Vorteil, ganz nach ihrer angeborenen Bequemlichkeit, die jeder körperlichen Anstrengung eine tiefe Unlust entgegenbringt, zu leben. Verhält sich der Mensch in ihrer Nähe so wie sie, untätig, leise, spielerisch, geduldig, dann bereitet ihr seine Gegenwart unaussprechliches Vergnügen. Wenn wir Nahrung zu uns nehmen, wenn wir, wie um zu wittern, Luft durch die Nase einziehen, wenn wir einen bestimmten Punkt mit Aufmerksamkeit fixieren, wenn wir in der Müdigkeit die Augen schließen, uns dehnen, strecken, dann beobachtet die Katze all diese leiblichen Ausdrücke mit einer Art freudigem Genuß und macht sie, da es Äußerungen ihrer Welt sind, den Unterschied zwischen ihrer und der menschlichen Natur vergessen. Dann fühlt sie sich wohl und heimisch bei uns, vorausgesetzt, daß wir unser für sie stets verräterisches, gefährliches Augenmerk nicht auf sie richten. Gleiten aber nach einem solchen Behagen Schatten über unsere Seele, schleicht sich Unruhe in unser Herz, beginnen wir zu leiden, dann erkennt die Katze unseren veränderten Zustand eher als wir selber oder einer unserer Nächsten. Sie wendet sich rechtzeitig mit kalter Gleichgültigkeit von uns ab. Sie ist, wie auch alle Tiere der Wildnis, von einer uns unbekannten Empfindlichkeit. Ein lautes, zorniges Wort vergrämt sie auf Tage hinaus, und eine heftige, unachtsame Gebärde kann sie uns auf geheimnisvolle Weise entfremden.“

Wir hatten im Hause meines Vaters einen recht klugen Dackel. Er war alt und behäbig geworden, lag auf Polstermöbeln oder Kissen und schlief viel. Dabei nahm er doch an unserem Gemütsleben regen Anteil, und er erwartete auch seinerseits die ihm gebührenden Aufmerksamkeiten. Wenn wir uns in seiner Gegenwart besonders lebhaft unterhielten, wollte er erfahren, was los war. So mußten z. B. Einkäufe ausgepackt und ihm gezeigt werden. Waren wir aber traurig oder weinten gar, dann erwachte er aus tiefstem Schlaf, machte sich durch eine Art Grunzen bemerkbar und führte dann, wenn man ihn ansah, sein einziges Kunststück aus, er machte „schön“. Mehr als einmal hat dieses feinfühlige Tier uns auf diese Weise zu trösten gesucht; es hat sich also nicht kalt abgewandt wie die Katze unseres Verfassers.

Wenn das Tier also den Menschen kennt, wie kennt es ihn? Als Seinesgleichen. Was bedeutet das: als Seinesgleichen? Als ein Wesen, das gleich dem Tier [illegible]ben beherrscht wird, seinen Trieben entsprechend sich verh[illegible] und nach seinen Trieben zu behandeln ist. Nicht, wie wir es gern möchten, die „edle Seele“,

das hohe Ideal, die geniale Veranlagung oder der glänzende Verstand sind das Wesentliche am Menschen, sondern genau wie beim Tier die Triebe — kāmāsava, bhavāsava, avijjāsava: der Sinnlichkeitstrieb, der Daseinstrieb und der Nichtwissenstrieb, so nennt sie der Buddha. Darum kennt das Tier den Menschen besser als der Mensch den Menschen kennt, weil es seine triebhafte Seite, d. h. das Wesentliche an ihm kennt und alles übrige als Beiwerk hinnimmt oder ignoriert. Der Mensch dagegen will gerade die Triebe als die Basis seines Wesens ignorieren und ein aufgepfropftes Ideal, ein schemenhaftes Erzeugnis seiner eigenen Phantasie oder das trügerische Produkt seiner Wünsche als sein wahres Wesen erkennen und nachweisen. Alle Glaubensreligionen und die meisten philosophischen Systeme haben darin ihre Lieblingsaufgabe gesehen.

Man fragt: Wie ist es möglich, daß das geistig vollkommenste Wesen, das wir kennen, so schwerer Täuschung unterworfen sei? Die geistige Entwicklung, die der Mensch vor dem Tier voraus hat, versetzt ihn in die Lage, nicht, wie das Tier, allein der Befriedigung seiner Triebe hingegeben zu leben, sondern auch sich selber in seiner Triebgebundenheit zu sehen, sich wenig rühmlicher Handlungen zu schämen und das Verlangen hervorzubringen, die tierischen Regungen seines Innern zu meistern. Der Mensch ist also nicht nur Ergebnis seiner triebhaften Natur, sondern er wird sich zeitweise dessen bewußt; dann schaudert er über sein eigenes Spiegelbild und will dieses unter allen Umständen dem angleichen, was seiner Vorstellung vom Schönen, Guten, Edlen, entspricht. Er will zum Übermenschen werden, den Menschen aber nicht fahren lassen, d. h. er will sinnliche Lust usw. nicht aufgeben. Kann er von den Trieben als dem Wesenhaften an ihm nicht los, so idealisiert er eben die Triebe, legt seinen Handlungen und Absichten edle Zwecke unter und verbirgt die unedlen; führt glatte, gefällige, das eigne und andrer Tun beschönigende Reden und denkt sich sein Teil dabei. Die Lüge in dem Sinn, daß man das eine sagt und das andere denkt, ist zum guten Teil Ausdruck dieses schwersten Konfliktes: Verlangen nach dem besseren Menschen und Unvermögen, über das Gemeine hinauszukommen. Ist es nun einmal gelungen, die feine, mahnende Stimme des Innern zum Schweigen zu bringen und die Aufmerksamkeit einem passenden Ideal zuzuwenden, so gleitet man unversehens in den Zustand der Täuschung hinein, von dem Schenk sagt: „Der Mensch braucht die Gnade der Täuschung (d. h. Unkenntnis seiner eigenen Natur, d. V.), um zu leben und um gesellig leben zu können."

Bemerkenswert ist hier der Ausdruck: „die Gnade der Täuschung". Ein Mensch wie Schenk erkennt also, daß das Leben auf

Nichtwissen beruht, wie der Buddha es lehrt, und dennoch er an diesem Nichtwissen fest, indem er die Täuschung, die Leben nur möglich macht, eine Gnade nennt. „Ich weiß, daß träume, wecket mich nicht."

Dieses ist die wahre menschliche Tragik: Täuschung als schung erkennen und daran festhalten. Seiner Anlage nach der Mensch berufen, Gutes zu erstreben, das Gute dann zu um Besseres zu verfolgen, seine Einsicht wachsen zu lassen seine triebhafte Natur Stück für Stück abzutragen. Auch geringste Mensch kann dieses Naturgesetz, wenn ich so sagen nicht außer acht lassen, will er nicht erheblichen Schaden er Doch der Weg zum Guten geht über Wahrhaftigkeit, nicht Lüge, über wirklichkeitsgemäßes Schauen und nicht über T schung. Das Gute, das auf dem Weg der Täuschung erreicht ist nicht das wahre, befreiende Gute; es wird bald seine zweif hafte Natur offenbaren und den Menschen, der es wirkte, befriedigt lassen. Das Gute, das der weltlich gerichtete oder gläubige Mensch wirkt, beruht auf Täuschung, auf diesem N kennen seiner eigenen Natur. Dieses Gute befriedigt nicht, der Mensch schaut ewig aus nach dem wahrhaft Guten, zu dem sich doch immer wieder selber den Weg versperrt. Sehr treff schildert Schenk die Tragik des Menschengeschlechts:

„Den Grund unseres leidenden Wesens erkennen die Tiere, und wenig Menschen können sich rühmen, ihre Menschenkenntnis aus dieser zigen Quelle zu schöpfen. Ein gesammelter Blick über die drei J unserer Geschichte macht uns die Friedlosigkeit der Menschenrasse klar, die durch Leiden und Lust das Leben pausenlos bewegt erlebt. Da geistern sie fließend, fahrend, wandernd über die Erde: Odysseus, Don Quichote, Gil Blas, Faust, Eulenspiegel, Sindbad und Gulliver, diese Repräsentanten der atemlosen, der durch den Schmerz bewegten Menschentiere."

Wer dächte hier nicht an die ergreifenden Verse des Buddha: „Viel Leben im Samsārareich hätt' nutzlos ich durchlaufen noch, den Hauserbauer suchend mir; — o Leid des immer Neu-Entstehens. — Erkannt bist, Hauserbauer, du! Nie wieder wirst du bauen das Haus! Zerbrochen deine Stützen all'; des Hauses Giebel fiel entzwei. Der Geist auf des Entwerdens Bahn hat aller Lüste End' erreicht." (Dhammap. 153, 154.)

Der wirkliche Denker betrachtet die Täuschung nicht als Gnade, sondern er ist dem Buddha dankbar, der uns den Lebensdurst als Hauserbauer anzeigte und uns den Weg wies, auf dem wir der langen, langen Wanderung ein Ende bereiten können. Das Wachsen der Triebe baute diesen Weg auf, Nichtmehr-Wachsen von Trieben baut ihn ab. Mit dem Zuruhekommen der Triebe wird das Glück ewiger Ruhe erreicht. L. v. M.

Vom Recht-Haben

„Mein Junge, laß das! Nimm dir Zeit, ehe du einen Schritt in dieser Geschichte tust! Komm, du bist aufgeregt; sei froh, daß du Zeit hast, und mach mit mir einen Spaziergang! Ich will dir eine Geschichte aus meiner Jugend erzählen. Da habe ich auch recht gehabt und bin ärgerlich gewesen, wie du jetzt."

Vater und Sohn suchten den schönen, nahen Wald auf. Und unter dem Frieden seiner großen Buchen über weichen Boden schreitend erzählte der Alte: „Ich war damals noch nicht lange Chefarzt des Landkrankenhauses. Es war noch vor deiner Geburt. Mein erster Assistent war der damals auch noch ganz junge Werner. Da ist mir folgendes passiert: Wir hatten eine Holzhauersfrau wegen starker Rückenschmerzen ins Haus aufgenommen. Ich erkannte auf Erkältung und Rheumatismus, ließ der Frau heiße Packungen machen usw. Und das Leiden besserte sich schnell. Nach wenigen Monaten aber war die Frau wieder da. Sie könnte ihre Schmerzen nicht mehr aushalten. Ich ließ sie abermals einpacken, was ihr auch half. Dann kam sie wenige Wochen später zum dritten Mal. Wir glaubten jetzt nicht anders, als daß die gute Verpflegung der Frau Lust gemacht hatte, sich öfters bei uns auszufaulenzen. Mit den Schmerzen konnte es so schlimm noch nicht wieder sein. Sie war zwar mager und krumm, und die Arbeit mochte ihr schwer fallen. Aber wir sind ja schließlich kein Sanatorium auf Staatskosten für Leute, die sich bloß mal sattessen wollen. Ich gab ihr das zu verstehen. Sie aber jammerte nur mehr und setzte alles daran, nicht entlassen zu werden. Ja, sie gab an, unsere bisherige Behandlung hätte ihr überhaupt nicht geholfen. Es wäre alles nur schlimmer geworden. Dabei hatte sie in der Klinik gar keine Schmerzen. Die Pflegerinnen merkten das sehr wohl. Sie hatte eben immer nur Schmerzen, wenn wir nicht dabei waren. Ich war ärgerlich auf die Frau. Und da reizte mich Werner noch obendrein, indem er mit seinen Kenntnissen in ihrer Gegenwart mir einen Rat erteilen zu müssen glaubte. Er sprach den Verdacht einer Wirbelentzündung aus. Er hatte mal ein Semester Orthopädie gehört, was damals nicht an allen Universitäten gelehrt wurde. Ich entgegnete ihm ziemlich kurz, daß wir dann doch erst mal Lähmungen der Beine abwarten müßten, bevor wir solche Diagnose stellen könnten. Durch meinen etwas gereizten Ton sah er denn auch ein, daß er mit seinem Besserwissen gegen seinen Chef nicht ganz korrekt gehandelt hatte und schwieg. Wir entließen die Frau, und ich hörte lange nichts mehr von ihr, bis ich durch eine Kette von Mund zu Mund dahinter kam, daß Werner dieser Frau hinter meinem Rücken geraten

hatte, sich einem Facharzt für Orthopädie vorzustellen; sie war dann auch tatsächlich in dessen Klinik aufgenommen, um dort auf Wirbelentzündung behandelt zu werden. Werners Handlungsweise mir gegenüber brachte mich in Harnisch. Ich wollte ihm sofort gehörig meine Meinung sagen und wurde daran verhindert nur dadurch, daß ich gerade deine Mutter ihres Leidens wegen nach Breslau begleiten mußte. Werner aber sollte nicht ungerügt davonkommen, das stand bei mir fest. Ein Assistent hat hinter seinem Chef zu stehen. Was sollte daraus werden, wenn jeder Assistent meint, seinen Chef schulmeistern zu dürfen und obendrein hinter seinem Rücken Sachen macht, die man nicht anders als mit „Verrat" bezeichnen kann? Selbst unter gleichgestellten, selbständigen Kollegen ist es unpassend, den Besserwisser zu spielen.

Deine Mutter war damals bedenklich krank. Ich wagte nicht, sie zu verlassen, und saß nun trübselig in der Nähe ihres Bettes und las in diesen stillen Tagen irgendwelche Schriften, die ich dort im Lesesaal und in der Bibliothek aufgestöbert hatte. Da fiel mir ein Buch über ‚Die Religionen der Erde' oder so ähnlich in die Hände. Irgendwo sagte da jemand: „Ich fasse den Entschluß, harte Rede zu meiden." Mir lag im Sinn, wie ich Werner zurechtsetzen wollte, und das Gelesene auf mich beziehend phantasierte ich mich in ein Gespräch mit Werner hinein, wie es wohl verlaufen würde, wenn ich „weich" mit ihm reden wollte und doch dabei wahr bleiben. Es würde zu einem Palaver kommen, zu Unterhaltungen ohne Sinn und Ende. Er würde sich mit der Richtigkeit seiner Diagnose rechtfertigen und taub stellen gegen meine Vorhaltungen über seinen Betragensfehler. Ich würde den Wert richtigen Betragens über den Erfolg stellen müssen. Damit aber würde ich mich selber an ein richtiges Betragen binden jenseits von Erfolg oder Mißerfolg. Dann würde ich in bezug auf meinen ganzen Beruf fehl gehen. — So ging das Phantasieren eine ganze Zeitlang schier ins Uferlose. Ich verfolgte die Angelegenheit rückwärts. Ich hatte mir Diskussionen verbeten, jetzt wollte ich sie zu sachlicher Rechtfertigung herbeiführen. Ich handelte damit ja gegen meine eigenen Grundsätze. Wer weich reden will, muß von Anfang an anders vorgehen. Ich war an mein Prinzip gebunden. Und Donnerwetter! Ich wollte frei sein! — Wie wollte ich z. B. das Recht zu diskussionslosem Befehl vertreten, wenn m i c h eine höhere Instanz zu seiner Begründung auffordert? Wie weit geht das Recht, das da fordert, die Form gegen den Vorgesetzten zu wahren entgegen sachlichen Interessen? Es wird immer schwer sein, hier eine Grenze zu bestimmen. Man tut am besten, solche zwiespältigen Lagen zu vermeiden. Wie aber hätte

ich sie vermeiden können? Vielleicht indem ich grundsätzlich beim Antritt jedes Assistenten meinen Standpunkt klargelegt hätte? Aber welchen Standpunkt? Oder, indem ich einen Assistenten einfach niemals in eine solch fragliche Lage hineingeraten lasse? Wie aber ist das zu tun? Dadurch vielleicht, daß ich auf jede seiner Meinungen ganz ausführlich eingehe, bis daß er von der Richtigkeit meiner Auffassung überzeugt ist. Und wenn ich nicht recht habe — dann muß ich sein Recht anerkennen! Das ist schwer und beschämend. Aber ich dachte: Gibst du den Sachfehler zu, dann gibt er wohl den Formfehler zu. Ich hatte sein Recht nicht anerkannt, darum hat er mich beiseite geschoben in der Meinung: „Mit dem Chef ist nicht zu reden." —

So reiste ich nach Hause, rief Werner in mein Zimmer und sagte zu ihm: „Sie glauben, daß ich meine Meinung nicht zur Diskussion stelle und eine abweichende Meinung nicht gelten lasse. Sie haben diese Erfahrung an mir gemacht. — Das ist eine traurige Erfahrung! Ich werde dafür sorgen, daß Sie solche nicht wieder erleben. Ich bitte Sie, mir versuchsweise von neuem Ihr Vertrauen zu schenken, wie Sie es taten, als Sie hier antraten." Wir gaben einander die Hand; und die Sache war erledigt. —

Du weißt, welch treuer Freund Werner mir in diesen zwanzig Jahren unserer Bekanntschaft geworden ist. Nie wäre er es geworden, wenn ich harte Worte gegen ihn gebraucht hätte. —

Ich möchte nur noch mal wissen, wo diese Worte gestanden haben: „Ich fasse den Entschluß, harte Rede zu meiden." —

So! Nun überlege du dir, wie du handeln mußt!" M. L.

Zelle und Leben

Wir haben schon öfter über das Verhältnis der sogenannten anorganischen Welt zur sogenannten organischen gesprochen. Dabei kamen wir besonders auch auf die Ergebnisse der modernen wissenschaftlichen Forschung im Bereich des inneratomaren Geschehens zu sprechen. Ich habe versucht, auseinanderzusetzen, wie die beiden großen Gebiete im Weltgeschehen in einem Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit stehen und zugleich eins dem andern Widerstand bietet. Auch auf den wesentlichen Unterschied beider habe ich hingewiesen, der sich beim organischen Geschehen im Vorherrschen einer aktiven, eigen-sinnigen Greif- oder Hebekraft, beim anorganischen Geschehen im Überwiegen der passiven Fallbereitschaft der sogenannten Masse zeigt.

Solche Grenzsetzungen können nur mit Vorbehalt gelten; denn feste Grenzen gibt es nirgends im Weltgeschehen. Der Mensch, der nach Erkenntnis der Wirklichkeit strebt, der mit

einem Wort „die Wahrheit" sucht, kommt aber nicht umhin, solche Grenzen wenigstens vorübergehend zu ziehen, wenn er nicht von Anfang an in einem hoffnungslosen und unterscheidungslosen Chaos stecken bleiben will. Anderseits muß er sich bewußt bleiben, daß alle derartigen schematischen Einteilungen nur mit Vorbehalt richtig sein können. Sie sind etwa dem rein anatomischen Skelett bei einem lebendigen Organismus oder der abstrakten Grammatik bei einer Sprache zu vergleichen.

Was uns immer wieder auf die Suche nach der „Wahrheit" treibt, das ist in erster Linie die Tatsache, daß wir überhaupt da sind, genauer gesagt: daß wir nicht nicht da sind, ganz gleich zunächst, was dieses „da sein" bedeutet. Wenn wir nicht in irgend einem Sinne „da" wären, brauchten, ja könnten wir nicht nach Wahrheit suchen. Aber nicht die Tatsache allein, daß wir da sind, veranlaßt uns zu einem so vielspältigen und schwierigen Unternehmen, sondern zugleich der Umstand, daß wir von unserem Dasein w i s s e n. Mit dem Wissen von unserem Dasein wird uns dieses zum Problem. Dr. D a h l k e sagt: „Man muß sich von vornherein darüber klar werden, daß die Wirklichkeit erst mit dem Wissen von ihr, d. h. mit dem Bewußtsein jenen problematischen Charakter annimmt, der sie zum einzig würdigen Gegenstand des Wahrheitssuchers macht. Die Wirklichkeit i s t nicht Problem schlechthin, sie w i r d Problem im Lichte des Bewußtseins, und schon jetzt, im allerersten Beginn der Wahrheitssuche wittert verstehendes Bewußtsein das Drama, das es selber heraufbeschwört, und dem es doch nicht entgehen kann: in aller Problematik der Wirklichkeit das letztlich einzige und wirkliche Problem B e w u ß t s e i n s e l b e r !" (Buddhismus als Wirklichkeitslehre und Lebensweg S. 7.)

Auch dieses Wissen von unserem Dasein, das Bewußtsein, muß ein gewisses Maß erreicht haben, um den Menschen zu veranlassen, über das Leben, d. h. über sein Dasein nachzudenken. Es gibt sehr viele Menschen, ja es sind wohl die meisten, denen das Leben eine Selbstverständlichkeit ist. Nur zuweilen kommt ihnen so etwas wie ein Bedenken, ob ihr Dasein wirklich so selbstverständlich ist. Und erst recht ist das bei den Tieren der Fall, besonders bei den sogenannten niederen Tieren. Ein Seestern etwa wird sich schwerlich Gedanken über den Sinn seines Lebens machen. Bei höher entwickelten Tieren hat man zuweilen den Eindruck, als ob eine Ahnung von der „Fragwürdigkeit" des Lebens in ihnen steckt. Doch wenn das der Fall sein sollte, so bleibt es bei ihnen sicherlich bei dumpfen Ansätzen, die über das rein Gefühlsmäßige nicht hinausgehen.

Je weiter wir auf der Stufenleiter des von der Naturwissen-

schaft sogenannten „natürlichen Systems" der Tierwelt hinabsteigen, um so dumpfer wird dieses Wissen von sich offenbar, bis wir schließlich zu den einzelligen Tieren, den sogenannten Protozoen oder Urtierchen kommen.

Unter einer Zelle versteht die Naturwissenschaft bekanntlich den Grundbestandteil oder Baustein aller sogenannten organischen Gebilde, sowohl der Pflanzen wie der Tiere. Die Zelle selbst zeigt wiederum einen komplizierten Aufbau. Sie besteht aus einem Zellkern, aus den Chromosomen oder Gelbkörpern und manchem anderen. Den Hauptbestandteil bildet das Protoplasma, ein schleimig-zähflüssiger Stoff, dessen genaue chemische Zusammensetzung die Wissenschaft bisher nicht erforschen konnte und auch schwerlich erforschen wird, weil hier eben das Geheimnis des Lebens mit verborgen ist. Und dieses Geheimnis läßt sich nicht mit Seziermesser, Retorte und Reagenzglas fassen. Leben erlebt sich selber als das, was es ist, läßt sich aber nicht von außen sein Geheimnis ablauschen. Was man von außen beobachten und erforschen kann, sind immer nur Äußerungen des Lebens, nicht das Leben selber.

Wenn es so ist, wie kommt es dann, daß wir, die wir doch das Wissen von uns selber haben, so wenig über Sinn und Wesen des Lebens wissen? Wie kommt es, daß so viel verschiedenartige Theorien darüber aufgestellt worden sind und die Meinungen darüber so auseinandergehen?

Leben erlebt sich zwar, wie ich sagte, als solches selber, aber damit ist noch nicht gesagt, daß es auch von sich selber so viel weiß, daß es sich durchschauen kann. Es ist vielmehr so: Damit Leben vor sich gehen, sich selber er-leben, d. h. ins Leben leben kann, darf es nichts von seinem tiefsten Wesen wissen. In demselben Augenblick, wo es sein eigentliches Wesen durchschaut, ist es mit der Lebensfähigkeit vorbei. Leben lebt vom Nichtwissen über sich selber. Und wenn wir sagen: Wir als Menschen haben doch ein Wissen von uns selber, so ist das nur mit Vorbehalt richtig. Gewiß haben wir ein Wissen von uns selber; aber das ist nur ein Ansatz, der als solcher allein nicht hinreicht, um das Geheimnis des Lebens zu lüften, sondern der erst weiter entwickelt werden muß, soll daraus ein brauchbares Erkenntnismittel werden. Das geringe Maß von Wissen, das wir zunächst von uns besitzen, ist sich selber ein Rätsel und Geheimnis. Daher die Vielartigkeit der Lösungen, die der Mensch ersonnen hat, und die doch alle mit dem Mangel des Unbefriedigenden, des Widerspruchsvollen behaftet sind.

Wirklichkeit ist nicht schlechthin Problem. Das sehen wir an dem gesamten anorganischen Geschehen. Auch in der Tiefe der

sogenannten „toten“ Masse gehen offenbar eigen-sinnige und selbsttätige Bewegungen vor sich; aber sie scheinen nichts von sich zu wissen. Auch das sogenannte organische Geschehen ist nicht schlechthin Problem. Obwohl sich im Pflanzenreich außerordentlich feine organische Vorgänge abspielen, „lebt“ die Pflanze anscheinend in einem Zustand, der unserem Tiefschlaf sehr ähnlich ist, soweit es sich um das Wissen von sich handelt. Aus diesem Zustand scheint sie nie zu erwachen. Bei den niederen Tieren ist es wohl ähnlich. Der Unterschied zwischen Pflanze und Tier ist im Bereich der sogenannten Einzeller ja überhaupt sehr gering und wird sich oft gar nicht deutlich machen lassen. Wir bezeichnen als Tiere solche organischen Gebilde, die auf Reize von außen mit Ortsveränderung antworten oder doch antworten können. Diese Fähigkeit hängt physiologisch-anatomisch gesehen damit zusammen, daß die Tiere außer dem sogenannten vegetativen, unbewußt arbeitenden Nervensystem noch das sogenannte animale Nervensystem besitzen, das sich wiederum in den sensorischen und den motorischen Teil gliedert. Während die grundlegenden Lebensvorgänge des Herzschlags, der Atmung, der Verdauung usw. sich für gewöhnlich ohne bewußtes Zutun abspielen, finden Ortsveränderungen nur statt, wenn das Tier einen Reiz auf dem Wege der sensorischen oder Empfindungsnerven empfängt und darauf mit einem mehr oder weniger klar bewußten Willensakt antwortet, der sich auf dem Wege der motorischen oder Bewegungsnerven den entsprechenden Muskeln mitteilt und sie in Bewegung setzt.

Die organischen Gebilde, Pflanzen sowohl wie Tiere, die wir mit unseren fünf Sinnen ohne weiteres wahrnehmen, bestehen aus vielen, sogar sehr vielen Zellen. Die einzelligen organischen Gebilde können wir nur unter Zuhilfenahme des Mikroskops sehen. Innerhalb des Gesamtorganismus hat die einzelne Zelle eine gewisse Selbständigkeit und übt ihre Tätigkeit je nach ihrer Zusammengehörigkeit zu anderen Zellen in besonderer Weise aus. Die Zellen des Herzens benehmen sich anders als die der Nieren oder der Lunge oder als die Blutkörperchen. Alle aber haben die Fähigkeit, Nahrung von außen aufzunehmen, die ihnen durch die Säfte des Körpers zugeführt wird, und sich durch Teilung zu vermehren. Ihre spezielle Tätigkeit setzen sie unter Umständen und in gewissem Maße auch dann fort, wenn man sie aus dem Gesamtverband des lebenden Organismus herausnimmt und in eine geeignete Nährflüssigkeit legt. Das kann sogar lange Zeit vor sich gehen. Prof. Alex Carrel vom Rockefeller-Institut in Chicago hat vor 29 Jahren von einem Hühnerembryo ein Stückchen Herz entnommen und auf diese Weise am Leben erhalten.

Durch ein Versehen bei der Pflege ist die daraus gezogene Zellkolonie vor einiger Zeit erst gestorben. Wäre das Versehen unterblieben, so würde das Stückchen Hühnerherz immer weiter wuchern. Carrel selbst meint, man könne sagen, die Zellkolonien seien unsterblich.

Aus ähnlichen Versuchen haben die Biologen den gleichen Schluß gezogen, nämlich daß das Leben unsterblich sei. Nun ist zunächst die Frage, wie lange sich ein solches Präparat wie das Prof. Carrels am Leben erhalten läßt. Sollte es selbst einmal praktisch möglich sein, eine solche, vom lebendigen Organismus losgelöste Zellkolonie über Menschenalter hinaus zu unterhalten, so ist damit noch nicht erwiesen, daß das Experiment bis in alle Ewigkeit hin möglich sei.

Aber da sind die Einzeller. Ein Pantoffeltierchen z. B. besteht nur aus einer einzigen Zelle. Wir finden es in jedem Wassertümpel zu Milliarden und können es unter dem Mikroskop beobachten. Dann sehen wir, wie ein Tierchen sich teilt und zu zweien wird. Diese teilen sich wieder, es werden vier daraus usw. in unabsehbarer Folge. Die Biologen sagen: „Da habt ihr die Unsterblichkeit des Lebens. Das eine Pantoffeltierchen lebt restlos in seinen Kindern weiter". Nur wenn die Teilung künstlich verhindert wird, stirbt es ab. Es frißt sich zu Tode, indem es nicht mehr Ausscheidungsprodukte abgeben kann und dadurch sich selbst vergiftet. Die beiden Kinder bilden sozusagen den Leichnam des ersten Tierchens. Meines Wissens gibt es aber auch Biologen, die auch bei der Teilung des Einzellers beobachtet haben wollen, daß von dem ersten Tierchen ein Stoffwechselrückstand übrig bleibt, der dann dessen Leichnam bilden würde, abgesehen von dem, was stofflich in die beiden Kinder übergeht. Wie dem auch sei, bei all dem, was wir durch das Mikroskop beobachten, haben wir es nur mit den Lebens*erscheinungen* zu tun, nicht mit den sie erzeugenden Kräften. Diese sind von außen her durch die Sinnesbeobachtung niemals faßbar, sondern erleben sich für das Lebewesen selbst unmittelbar als der Drang zum Leben, der „Lebensdurst", wie der Buddha es nennt.

Neuerdings hat sich noch eine andre verblüffende Tatsache herausgestellt. Man hat Teile von Jahrtausende alten Mumien aus Südamerika und Ägypten in eine geeignete Nährflüssigkeit gebracht. Der Mumienstaub, der einem ehemals menschlichen Organismus entstammt, begann sich wieder zu beleben. Es entstanden daraus regelrechte neue Zellen, die sich so verhalten wie alle lebendigen Zellen, sich ernähren und teilen. Vier- bis fünftausend Jahre haben der Lebensfähigkeit keinen Abbruch getan. Das Leben scheint wirklich unsterblich zu sein.

Aber auch mit diesen Versuchen fassen wir nicht das Leben selber, sondern nur Lebens ä u ß e r u n g e n. Nur bei den Einzellern fällt das Lebensvermögen, der Lebensdurst oder das „Wirken" (Kamma) mit dem Bereich der Zelle zusammen. Wie sich die kammischen Verhältnisse bei der Teilung gestalten, das können wir mit unserem geringen Tiefblick nicht übersehen. Bei einer von dem lebendigen Gesamtorganismus losgelösten Zellkolonie wie z. B. der Carrelschen können wir nicht von Lebensdurst oder Wirken in dem Sinne sprechen, wie wir ihn an uns als sogenannte Persönlichkeit erleben. Dort findet ein blindes Wuchern statt, dem die Führung fehlt, eine Art Anarchie im biologischen Gebiete. Solche herrenlosen Zellwucherungen können sich unter Umständen auch am lebendigen Organismus ereignen, in harmloser Weise als sogenanntes wildes Fleisch bei Wunden, in bösartiger Form als Krebswucherung. Wie solche selbständigen Zellwucherungen möglich sind, können wir freilich nicht sagen; jedenfalls dürfen wir sie nicht schlechthin mit dem gleichsetzen, was wir in und an uns als Leben erleben. Daß alle sogenannten organischen Gebilde, Pflanzen, Tiere und Menschen, aus Zellen bestehen, besagt, daß Leben oder „Kamma", soweit wir es gewöhnlich beobachten, sich nur an besonders beschaffenem Lebensmaterial abspielen kann. Daß dieses Lebensmaterial eine gewisse Eigengesetzlichkeit hat, die sich auch losgelöst vom lebenden Organismus erhalten kann, ändert daran nichts. Auch in der Zelle müssen sich gewisse eigen-sinnige Impulse abspielen, ähnlich wie bei dem sogenannten „toten" Stoff im inneratomaren Geschehen, jedoch sie können schwerlich zum Wissen von sich kommen.

Abgesehen von dem geheimnisvollen Unterschiede zwischen der lebenden Zelle und dem sogenannten toten Stoff, etwa einem Sandkörnchen, setzt sich ja auch sie, die Zelle, aus anorganischen Bestandteilen zusammen.

Worauf es uns bei der Wahrheitssuche ankommt, und was uns in erster Linie angeht, das ist die Frage: Welchen Sinn hat das Leben, und zwar in erster Linie m e i n Leben, welches ist das Wesen dieses Lebens? Was die Zellen an und in meinem Körper treiben, ist zwar sehr wichtig für den Bestand und das Befinden des Gesamtorganismus, es sind aber alles nur Teilvorgänge eines gesamten Geschehens, das sich selbst rätselhafterweise „Ich" nennt. Mögen die Zellen, die zur Zeit dieses sogenannte Ich körperlich bilden, auch losgelöst von diesem, sich siebenzehn- oder zwanzigtausend Jahre hindurch in ununterbrochener Generationenfolge weiterteilen, welche Bedeutung hat das für mich, für mein Schicksal, für das, was ich jetzt und später empfinde

an Freude und Leiden, was ich jetzt und später denke, tue und weiß?

Die Forscher geben zu, daß die „Seele", die in der Pharaonentochter damals lebte, in der Mumie nicht mehr wirkt, daß die Experimente mit dem Mumienstaub in der Nährflüssigkeit nichts mit dem Lebewesen zu tun haben, das damals lebte, Freud und Leid erlebte wie wir heute und schließlich wie jedes Lebewesen starb. Damit berühren sie das eigentliche Lebensproblem. In dieser Anhäufung von in sich selbst in steter Veränderung begriffenen Zellen, die wir Lebewesen nennen, wirkt eine Art Diktator, der das eigentliche Rätsel des Lebens darstellt. Erst durch ihn kommt erstens diese gewisse Einheitlichkeit zustande, die das Kennzeichen des Lebewesens ist, und zweitens das Wissen von sich selber, wenn auch nur unter gewissen Umständen. Die Zelle als solche, losgelöst von ihrem lebendigen Verbande, zeigt diese Einheitlichkeit nicht. Sie wuchert, wenn auch in spezifischer Weise, blind darauf los ohne Führung. Vor allem aber weiß sie nichts von sich. Ob man nun diese „Führung" Seele nennt oder anders, das ist nicht wesentlich. Wir nennen sie nicht Seele, weil mit diesem Begriff üblicherweise die Idee der Unveränderlichkeit oder Unsterblichkeit verbunden ist. Nach der Ausdrucksweise des Buddha nennen wir sie vielmehr t a n h ā oder Lebensdurst oder auch s a n k h ā r a , d. h. Gestaltekraft, oder aber k a m m a oder Wirken, auch v i ñ ñ ā n a oder Bewußtsein. Der Ausdrucksmöglichkeiten sind viele je nach den Umständen.

Von dieser Gestaltekraft können wir mit Gewißheit sagen, daß sie niemals nicht gewirkt hat; sie ist anfangslos. Dennoch ist sie nicht schlechthin „da", sondern um da zu sein, muß sie sich immer wieder neu bilden auf Grund der Unterlage, die sie sich immer wieder schafft, nämlich des Körpers mit seiner Sechssinnenheit, das Denken mit eingeschlossen. Es besteht also eine gegenseitige Abhängigkeit zwischen der Gestaltekraft und ihrer Unterlage. Und das Spiel dieser gegenseitigen Abhängigkeit vollzieht sich auf Grund des anfangslosen Nichtwissens.

In unserem Lebensbereich ist dieses Spiel des Lebens an die sogenannte Zelle gebunden. Ob das immer so sein muß, ist die Frage. Es hat immer Menschen gegeben, die behauptet haben, es gäbe auch Lebewesen ohne einen aus Zellen bestehenden Körper, d. h. aus Zellen, die sich aus Eiweißverbindungen, Fett, Zucker, Kalk, Phosphor usw. zusammensetzen. Auch die buddhistischen Texte lehren, daß es Lebewesen ohne diesen grobstofflichen Körper gebe. Betrachten wir dazu die neuesten Forschungen der Physik, so sehen wir, daß die sogenannte Materie, also das, was wir als Kalk, Phosphor, Eisen usw. in ihren zahllosen Verbindungen er-

fahrungsgemäß kennen, im tiefsten Grunde sich in rasende Bewegungen auflöst, ohne daß ein fester Bestandteil zu finden wäre. Auch der menschliche Körper und mit ihm die Zelle ist also im Grunde nicht das, was er für unsere Sinneswahrnehmungen zu sein scheint. Auch er geht restlos auf in Bewegung, ebenso wie auch unser sogenanntes geistiges Leben sich restlos auflöst in Bewegung, je weiter wir uns beobachten und durchschauen lernen.

Restlose Veränderlichkeit, das ist schließlich das Ergebnis alles Forschens und aller Wahrheitssuche. Alle Gestaltungen sind vergänglich, restlos, ganz und gar; ein wesenhafter Kern ist nicht zu finden. Deshalb bietet das Leben niemals Sicherheit „an sich"; in seiner steten Veränderlichkeit und daraus folgenden Ergänzungsbedürftigkeit wird es für den Menschen, der das Wesen des Lebens als Wesenlosigkeit erkennt oder auch nur ahnt, zum Leiden. Zugleich mit dieser Erkenntnis aber löst sich das Problem des Lebens in sich selber auf, indem Leben sich selber im Einzelwesen seine Keim- und Wucherkraft, den Lebensdurst, mehr und mehr auflöst. Das geschieht in dem Maße, wie das Wissen von sich selber wächst in der gegenseitigen Abhängigkeit von Wissen und Wandel.

Verehrung ihm, dem Lehrer! K. F.

Über das Märchen

Eine der Verfehlungen, vor denen der Erhabene warnt, ist „leeres Geschwätz".

Leeres Geschwätz bildet heute einen großen Teil unserer Unterhaltungsliteratur. Oberflächlichkeit gilt bei uns im Westen nicht als Unrecht, sie wird restlos entschuldigt, verziehen, geduldet, gebilligt. Beim Menschen aber, der die Nachdenklichkeit liebt, wird sie — wird das leere Geschwätz — abgelehnt wie Nahrung, die nicht nährt, fade an Geschmack und nutzlose Belastung. Doch aber greift der Mensch, der die Nachdenklichkeit liebt, immer mal wieder erwartungsvoll zu Büchern. Gibt es nicht Schreiber, die sich ihrer Aufgabe bewußt sind, daß sie Nahrung zu bieten haben?

So fingen meine Überlegungen an. Und ich richtete meine Aufmerksamkeit auf jene Gruppe von Erzählungen, die in jeder Generation und von jedem Menschen zu Zeiten immer wieder voll Spannung und mit Liebe vernommen werden: die Kinder- und Hausmärchen des deutschen Volkes. Man liest sie (außer den vielen Malen) zweimal gewiß absichtlich, sofern man sie überhaupt liest oder hört: Einmal als Kind und einmal für das Kind. Ich lese sie zum zweiten Male und für mich!

Mir scheint, sie sind ein — vielleicht der einzige — Rest deutscher Dichtung aus vorchristlicher Zeit, der uns erhalten ge-

blieben ist. Sie sind unreligiös, sie können mit keiner Heiligenlegende verglichen werden. Wären sie aber nichts als leeres Geschwätz, so hätten sie solches Alter nicht erreicht und solche Liebe nicht gefunden. Wo liegt ihr Wert? Man mag sie naiv nehmen — dann sind sie ereignisreich wie keine Erdichtung. Man mag sie symbolisch deuten, dann sind sie deutbar wie keine Erzählung es besser sein könnte. — Was tut es Schaden, wenn wir sie von unserem Gesichtspunkt, dem der Wirklichkeit aus, deuten wollen!

Da ist der verwunschene Königssohn, dem eine schlechte, falsche Frau schlechte, falsche Daseinswerte eingeflößt hat, und der nun mit solcher Last hinabsank in den Sumpf. Er ist zu einer Kröte geworden und lebt unter entsprechenden Bedingungen. Der tut einem reinen Königskind einen Gefallen — „aber du mußt mich von deinem Tellerlein essen lassen, aus deinem Becher trinken und in deinem Bettlein schlafen lassen!" Da sieht das Mägdlein den Gesunkenen, und es ekelt ihr. Endlich wirft sie ihn an die Wand. Das hilft, er tut ab, was unrein an ihm war. Und es war nicht alles unrein, es kam von innen heraus die Gestalt des Königssohnes von einst. — Am schwersten hat unter den Verirrungen seines Herrn der Heinrich gelitten. Jetzt erst, da die böse Zeit überwunden ist, merkt man's. „Es war ein Band von meinem Herzen, das da lag in tiefen Schmerzen, als Ihr in dem Sumpfe saß't, als Ihr eine Kröte wast." In ungeheurem Kummer und unfähig zu helfen, hat der arme Heinrich sich drei eiserne Bänder ums Herz gelegt und bekennt das in kindlicher Offenheit. — So ist es möglich, schlecht, aber auch wieder gut zu werden. —

Da ist die Frau Königin vor dem Spiegel. „Schneewittchen hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen ist tausendmal schöner als Ihr." Nicht weil sie weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz ist — sowas läßt sich mit Pinsel und Farbe nachmachen —, sondern weil das Königskind „kleinen Leuten" in Liebe dient, ihre Stube fegt, ihre Suppe kocht, und die Betten macht, ein selbstverständlich im Leben zugreifendes Menschenkind. Und die kleinen Leute lieben ihr Schneewittchen mit jener Reinheit, wie sie das Leben manchmal zeigt. Keiner begehrt sie zur Gemahlin. Selbstlos freuen sie sich ihres Glückes. —

Da ist das Aschenputtel mit seinen Tauben, die Bindung, wie sie zwischen guten Menschen und Tieren vorkommt! —

Da sind Brüderlein und Schwesterlein, Brüderlein verwunschen zum Reh. Wie ist die Angst „w i r k l i c h" dargestellt! Und wie duldet das Märchen den Tod nicht für immer, sondern läßt die tote Königin zu neuem Leben aufstehen; aus Gerechtigkeitsgefühl setzt es sich einfach über einen Tod als Ende hinweg.

Welche Kraft hat das W o r t als Verwünschung, als Er-

lösung! Das soll jeder sich sagen, der einem anderen einmal Böses sagen zu müssen glaubt. Auch Worte sind Taten, Wünsche und Gedanken sind Taten, die Schicksale machen können. Erlösen kann nur, wer rein ist, wer Versuchungen widerstehen und sich beherrschen kann, sagt das Märchen. — Erlösen kann immer der, der verwünscht hat, das soll er wissen, wenn seine Verwünschung ihn reut. —

Da ist das Dornröschen im hundertjährigen Schlaf mit seinem ganzen Schloß, König und Königin und allem Gesinde — ein wundervolles Spottbild der Ewigkeit — wo nichts sich regt, — mit todernstem Gesicht im einzelnen dargestellt. Der Koch, der dem Küchenjungen einen Backenstreich geben wollte, hielt seine Hand still in die Luft und schlief. Da ist kein Altern, kein Sterben, kein Werden und Vergehen, kein Leben; da ist Starrheit, Ewigkeit ohne Erlösung. Hundert Jahre — ein böser Wunsch nur!

Aber das Dornröschenmärchen soll ja aus der Brunhildensage entstanden sein, von der Walküre Wotans, die geschützt durch die wabernde Lohe schläft, bis daß sie ein Held stärker als sie erkürt. Und der Held kommt — und geht wieder! Er betrügt sie und verrät sie und verhandelt sie an einen Schwächling, lebenslang! — Die Frau, die nichts wollte, als daß ihr Gatte stärker wäre als sie. — Welche Frau wünscht das nicht? — Das ist die Sage vom starken Weibe und vom falschen und schwachen Manne, trotz alles Heldentumes, davon gesagt und gesungen wird. Wer ist gut, wahr, stark an sich und für immer? Wer ist falsch und schwach an sich und für immer? Die Wirklichkeit mag die Rollen vertauscht zeigen und den Wandel in entgegengesetzten Richtungen. Sei auf der Hut, du Guter, verzage nicht, du Schwacher! So mag es wohl auch starke Frauen und falsche Männer geben. Gleichviel: Falschheit rächt sich, wenn auch Brunhilde selbst sich zu keiner Rache herabläßt.

Das Märchen malt in zwei Farben, in Gold und Pech. Die im Leben undeutlichen Dinge macht es deutlich — deutbar mit der Entschiedenheit seiner Farben. Es hält keine Moralpredigten. Der König, der sein Töchterlein freien will, versinkt schweigend in die Vergessenheit. Das Töchterlein aber flieht und leidet lieber Not und Elend. — Die böse Hexe kommt in den Backofen. — Das kleine Hänsel hat mehr Mut als der starke Siegfried, der Unverwundbare. Die Moral ist stark, aber simpel, ein-fach, Volksanschauung, unberührt von der Predigt der Vergebung der Gnade und Demut oder Feindesliebe. Die wilde Leidenschaft des Hasses in der Rache am Bösen, so wie das ungehemmte, naive Leben sie zeigt, heute noch, wo es möglich ist, trotz religiös-weltanschaulicher Erziehungsversuche.

Aber selbst abgesehen davon: In unserem Rechtsleben wird der Übeltäter bestraft; und vom Volk aus wird der Bestrafte geächtet. Nicht ist Strafe das, was sie sein sollte: reinigende Buße. So kommt es zu Heimlichkeiten, der Schuldige dreht den Spieß um und versucht sich wiederum zu rächen, wo er kann, denn die Rückkehr in die „gute Gesellschaft" ist ihm verschlossen. Dieses schöne, freie offene Geständnis: „Ich habe es getan, und ich habe es wieder g u t gemacht in Buße und jetzt b i n ich wieder frei und gut" findet im Denken des Abendlandes keinen Platz. —

Noch ein Moment liegt im Märchen: der Zauber! Kein Bibelwort kann solche Wundergeschichten erzählen wie das Märchen. Der Erhabene rechnet es unter die schweren Vergehen, sich höherer Fähigkeiten zu rühmen. Und viel Unheil hat das Wunder und der Glaube daran angerichtet. Wo es geglaubt wird, da hindert es das wirkliche Denken, und wo es nicht geglaubt wurde, da hat der Glaube den Wundermann des Bündnisses mit dem Teufel verdächtigt. Wer Wasser in Wein verwandeln und Stürme bedrohen kann, der nimmt sich gut aus in Grimms Märchenbuch. Hokus pokus! Potz tausend! — Da wird er unschädlich für die Welt! — Es gibt auch Märchen aus der Zeit des Christentums: Wenn Petrus vom Wanderburschen und der liebe Gott vom Teufel genarrt werden, so ist's Humor und keine Bosheit dabei. —

Tief ist das Leid bei Königen wie bei Bettelkindern, und wenn's gut endet durch Glück oder Tugend — so ist das Leben manchmal! Wenn die Geschichte nicht gut ausgehen würde, so würde sie keinen Hörer und auch keinen Erzähler finden. Gewiß! Wir finden auch Märchen, die nichts enthalten als leeres Geschwätz. Die können wir schweigend übergehen. Aber die Fragen der Kindererziehung gebieten uns, auch über das nachzudenken, was wir Kindern erzählen. Ist doch das Geschichten-Hören uns einst eine der schönsten Freuden gewesen. Warum sollten sie nicht — durchdacht unter dem Blickwinkel der heiligen Anschauung, zu der wir uns bekennen — und vertieft von ihr — uns und unseren Kindern zu neuerem, höherem Wert erwachsen! Auch das ist „angewandter Buddhismus". M. L.

Buddhismus und Vitalität

Von K. F.

Kürzlich sagte jemand in einem Gespräch zu mir: „Was mir buddhistische und ähnliche Ideen bedenklich macht, ist die Frage, ob nicht vor allem der Mangel an gesunder Lebenskraft, an Vitalität dazu geneigt macht. Ich selber habe von Jugend auf an einem

für unheilbar gehaltenen Leiden gelitten. Durch strenge Diät, besonders vegetarische Ernährung, und durch die Naturheilkunde bin ich davon befreit worden. Mit dem Gefühl der vollen Gesundheit und der Leistungsfähigkeit hat sich auch das Gefühl der Lebensfreude immer mehr verstärkt, und heute ist mein Bestreben, möglichst viel zu lachen." Dieser Mensch, von Beruf Musiker, war keineswegs oberflächlich, sondern ein philosophisch und nachdenklich veranlagter Geist und hatte äußerlich und innerlich schwere Zeiten durchgemacht, neben seiner musikalischen Anlage auch Neigung zur exakten Wissenschaft, wie es ja öfter vorkommt. In seiner Gedankenwelt und Weltanschauung war er jetzt bei Nietzsche gelandet.

Da man diesen Einwand öfter hört, möchte ich kurz darauf eingehen. Wenn wir die Menschen betrachten, die sich hier bei uns zum Buddhismus hingezogen fühlen, müssen wir zugeben, daß viele von ihnen, die im ganzen überhaupt nur eine kleine Anzahl ausmachen, wie man so sagt: einen kleinen „Knax" haben. Teils sind sie körperlich nicht vollwertig, teils leiden sie unter sogenannten nervösen Störungen und sind mit allerlei „Tics" behaftet. Für einen robusten und sogenannten gesunden Menschen ist das ein Zeichen dafür, daß die buddhistische Einstellung zum Leben selber etwas Krankhaftes habe, für den gesunden Menschen deshalb nicht in Frage komme.

Es ist sehr schwer, das Wesen der Krankheit zu definieren. Versucht worden ist es schon sehr oft, recht zufriedenstellend ist keine begriffliche Festlegung auf bestimmte anatomische, physiologische oder sonstige sogenannte objektive Kennzeichen hin. Dr. Dahlke hat daher eine erlebnismäßige Definition gegeben: „Krankheit ist alles, was in irgendeiner Hinsicht die Möglichkeit für ein Heilverfahren bietet." Wobei nun allerdings wieder die Frage auftaucht, was ein Heilverfahren ist. Aber sehen wir davon ab, so bleibt die Tatsache bestehen, daß lebenskräftige Menschen für die buddhistischen Bestrebungen meist kein Verständnis haben. Nun ist es jedoch keineswegs so, daß nicht lebenskräftige Menschen, oder sagen wir: schwächliche oder sogar kranke Menschen der Buddhalehre grundsätzlich Verständnis entgegenbringen. Durchaus nicht. Dr. Dahlke sagte als vielerfahrener Arzt: „Niemand hängt so am Leben wie der kranke Mensch." Es haben eben überhaupt nur wenige Menschen Verständnis für die Lehre vom endgültigen Zuruhekommen aller Gestaltungen. Wenn man allgemein über die Bedeutung von Gesundheit und Krankheit in diesem Zusammenhang etwas sagen kann, so dieses: Der Mensch des Westens wird eher geneigt zu buddhistischer Denk- und Lebensweise, wenn seine Vitalität nicht stark ist. Der

westliche Mensch ist seiner ganzen Anlage nach so sehr auf „Aktivität" gerichtet, d. h. auf die Unterwerfung und Nutzbarmachung der Umwelt für seine Zwecke, daß meist ein äußeres Hindernis auftreten muß, um ihn auf sich selbst zurückzuwerfen und wenigstens zu einem gewissen Maß von Selbbtbesinnung bereitzumachen. Ein solches äußeres Hindernis ist der Mangel an robuster Lebenskraft. Aber das allein macht es noch nicht. Wenn nicht ein gewisses Maß geistiger Beweglichkeit hinzukommt, so führt auch der Mangel an Vitalität nicht zur Bereitschaft, die buddhistische Belehrung aufzunehmen. Umgekehrt gibt es auch hier Menschen von sehr kräftiger Konstitution, von großer körperlicher Leistungsfähigkeit, die dennoch für die Buddhalehre Verständnis haben, wenn auch dieser Fall seltener ist als der umgekehrte.

Im Osten scheint das anders zu sein. Wenn wir die buddhistischen Texte lesen und z. B. die Lieder der Mönche daraufhin betrachten, so müssen wir annehmen, daß diese ältesten Schüler des Buddha zumeist eine außerordentliche körperliche Widerstandskraft gehabt haben, und nach dem, was man von den heutigen buddhistischen Mönchen im Osten hört, und was wir selber an den Bhikkhus gesehen haben, die hier zu Besuch waren, zeigen diese ebenfalls eine große Lebenszähigkeit und sind nichts weniger als kränkliche Menschen.

Der Buddha selbst war, wie die Überlieferung berichtet, ein Mensch von ausgezeichneter Gesundheit und körperlicher Widerstandskraft bis ins hohe Alter. Ohne diese günstige Anlage hätte er die riesigen Anforderungen nicht erfüllen können, die sein Weg von ihm erforderte. Schon an den Folgen der Entbehrungen und der Selbstpeinigung vor seiner Erwachung zum Buddha wäre er zusammengebrochen, oder besser: er hätte den Weg überhaupt nicht gehen können. In den Texten heißt es ausdrücklich, daß körperliche Gesundheit ein wesentliches Erfordernis zur Durchführung des Wissens-Wandels sei; Zeiten der Krankheit seien schlecht geeignet zur Arbeit an sich selber.

Der Mensch des Ostens steht von Anfang an in einer anderen Beziehung zum Leben als der des Westens. Das kommt wesentlich in einem viel größeren Maß von Geduld zum Ausdruck, das der östliche Mensch aufbringt. Hier liegt auch wohl der wichtigste Grund für die Tatsache, daß der heutige Mensch des Westens häufig an sogenannten nervösen Störungen leidet. Der Ausdruck nervöse Störungen, oder wie man sie „wissenschaftlich" nennt: Neurosen, ist schwer zu umgreifen. Es handelt sich dabei um das, was Dr. Dahlke in seinem Buch „Heilkunde und Weltanschauung" als Begriffskrankheiten bezeichnet. (Schluß folgt.)

Bücher

Eranos-Jahrbuch 1939, herausgegeben von **Olga Fröbe-Kapteyn**. **Rhein-Verlag, Zürich.** 1940. 450 Seiten und eine Anzahl Bildtafeln. Leinen gebd. 12,— RM.

Das auch diesmal vorzüglich ausgestattete Jahrbuch enthält die Vorträge der Eranostagung in Ascona im Jahre 1939 über das gemeinsame Thema „Die Symbolik der Wiedergeburt in der religiösen Vorstellung der Zeiten und Völker". Die Herausgeberin sagt im Vorwort: „Die Tatsache, daß wir uns während einer ganzen Tagung mit der Frage der Wiedergeburt befaßten, das Erscheinen dieses Buches in der Dunkelheit der Zeiten deutet auf die Beständigkeit eines Prinzipes, das in allen großen Übergängen der Kulturgeschichte ungebrochen gewirkt hat und dessen Leitung wir uns unterordnen." Die Fassung des Themas macht es verhältnismäßig leicht, eine Fülle von Forschungsergebnissen zusammenzutragen und eine ganze Reihe von Vorstellungen, Riten und Gebräuchen, die den Gedanken der Wiedergeburt näher oder ferner berühren, aus Ost und West, alter und neuer Zeit darzustellen. Aus der großen Zahl der teilweise recht umfangreichen Abhandlungen seien einige angeführt: „Der Sinn der eleusinischen Mysterien" von Prof. Walter F. Otto, Königsberg; „Das Mysterium der Schlange, ein Beitrag zur Erforschung des griechischen Mysterienkultes und seines Fortlebens in der christlichen Welt" von Dr. Hans Leisegang; „Tod und Wiedergeburt im indischen Licht" von Prof. Heinrich Zimmer; „Wiedergeburt, Unsterblichkeit und Auferstehung im Urchristentum" von Prof. Ernesto Buonaiuti; „Primitive Initiations- und Wiedergeburtsriten" von Prof. Richard Thurnwald, Berlin; „Die verschiedenen Aspekte der Wiedergeburt" von Prof. C. G. Jung, Zürich. Was sich uns beim Lesen dieser Abhandlungen aufdrängt, ist die Verwunderung darüber, was der Mensch „in seinem dunklen Drange" alles fertig bringt. Die Wirklichkeit ist bunter, als die Phantasie sich ausmalt, freilich nicht nur bunt, sondern auch leidvoll. Das tritt überall deutlich hervor in den teils erhabenen, teils grotesken Kulten, den einmal durchgeistigten, das andre Mal grausamen Gebräuchen, die der Mensch sich und anderen aufdrängt. Von der Symbolik der Wiedergeburt ist in diesem Jahrbuch viel die Rede, von der schicksalhaften Wirklichkeit der Wiedergeburt, wo Daseinsform auf Grund selbsttätigen und selbstverantwortlichen Wirkens sich an Daseinsform reiht, lesen wir kaum andeutungsweise etwas, etwa in einem Vortrag über den Manichäismus oder in Prof. Jungs Darstellung der verschiedenen Aspekte der Wiedergeburt. So bleibt bei aller Fülle der Darstellungen der suchende Geist schließlich doch unbefriedigt wie der Körper nach einem zwar reichhaltigen, aber nicht nahrhaften Mahl. Womit jedoch unserer Anerkennung der Opfer und Mühe, die das Herausbringen dieses umfangreichen Buches erforderte, kein Abbruch geschehen soll.

Schriftwalter und Verleger Kurt Fischer, Berlin-Frohnau. — Druck: Buchdruckerei A. Pabst, Königsbrück (Bez. Dresden).